



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

-n.: Zur Geschichte der preußischen Politik in der zweiten Hälfte des 18.
Jahrhunderts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Zur Geschichte der preussischen Politik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Das kürzlich herausgegebene Werk des Herrn von Sybel: Geschichte der Revolutionszeit von 1789 bis 1795 (Band 1. 1853) gibt über die preussische Politik in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts um so anziehendere Aufschlüsse, als der Verfasser für diesen Theil seines Buches eine äußerst reichhaltige Sammlung von Briefen und Depeschen benutzt hat, welche zwischen 1790 und 1795 unter mehren der hervorragendsten deutschen Staatsmänner und Feldherren gewechselt worden sind. Es befanden sich in dieser Sammlung vertraute Briefe des Herzogs von Braunschweig, Briefe des General Möllendorf aus dem preussischen, des Grafen Tauenzien aus dem österreichischen Hauptquartier, Berichte des Gesandten Buchholz aus Warschau, Haugwitzs aus dem Haag, Hardenbergs aus Basel und die beinahe vollständige Correspondenz des Marquis von Lucchesini und des General von Manstein. Letztere ist um so wichtiger, als im Jahre 1793 der Mittelpunkt aller Unterhandlungen im preussischen Hauptquartier war, und Manstein sowol das Militärische als das Politische und selbst das Civile allein dirigirte.

An der Ostgrenze des deutschen Reiches im Kampfe für die deutsche Nationalität und für die evangelische Lehre gegen das katholische Polen wurde der preussische Staat geboren. Jahrhunderte lang hatten Deutsche und Polen um die weiten Ebenen zwischen Elbe und Weichsel gerungen. Endlich wurde nach der Vernichtung des deutschen Ordens in Preußen Ostpreußen ein polnisches Lehen, Westpreußen polnische Provinz. Aber beide Länder waren protestantisch und deutsch geworden. Ostpreußen hatte der große Kurfürst von der polnischen Lehensherrlichkeit befreit und zu einem selbstständigen Staate gemacht. Brandenburgs dringendste Aufgabe war fortan, auch Westpreußen von Polen zu befreien und dadurch die Mark Brandenburg und das Herzogthum Ostpreußen zu einem zusammenhängenden Staatsganzen zu vereinigen.

Die nach außen gesteckte Staatseinheit arbeitete der große Kurfürst, Grenzboten. IV. 1853.

der Begründer der preussischen Souveränität, auch im Innern durch. Er und seine Nachfolger ordneten Sonderinteressen, confessionelle Spaltungen und Standesvorrechte dem Gedeihen des Gemeinwesens unter. Dies war aber nur durch eine strenge, absolute Monarchie möglich; denn die Stände zeigten der Einheit des Staates sich feindselig und abgeneigt, und die Masse des Volks hatte noch kein politisches Bewußtsein.

Im Innern erstarkt, begann der junge Staat sofort die großen Interessen der deutschen Nation, in denen er wurzelte, im Reiche wie gegen das übrige Europa zu vertreten. Wie der große Kurfürst den deutschen Osten von Polen befreit hatte, so unterstützte er den deutschen Westen und Holland gegen den Zwingherrn des damaligen Europas, gegen Ludwig XIV. Nicht anders verhielten sich seine Nachfolger. Bei Friedrich Wilhelm I. gingen die Selbstständigkeit Preußens und die Erfüllung der Pflichten gegen das deutsche Reich Hand in Hand. Friedrich II. verband das Streben nach eigener Vergrößerung mit dem Plane einer deutschen Regeneration. Sein Bündniß mit Kaiser Karl VII. beruhte auf dem Gedanken, die alte morische Reichsverfassung durch einen lebensfähigen Staatenbund zu ersetzen. Im Kriege gegen Franz I. vereinigte er die kräftigen Staaten Norddeutschlands zu einem militärischen Bündniß; endlich gründete er den deutschen Fürstenbund, der alle deutschen Lande modernen Bestandes umfaßte. Persönlicher und preussischer Ehrgeiz wirkte bei ihm zusammen mit deutschem Gemeinfinn und Patriotismus. Beider Interessen aber durchdrangen sich im preussischen Staat, während sie in Oestreich sich widersprachen; dieser Umstand grade entschied über Preußens Aufgabe und Deutschlands Zukunft.

Unter Friedrich II. erfolgte die endliche Befreiung Westpreußens von der polnischen Herrschaft. Friedrich willigte in die erste polnische Theilung, weil er in ihr das einzige Mittel sah, einen europäischen Krieg auf deutschen Schlachtfeldern zu hindern und Rußland und Oestreich, welche sonst über türkische Händel unfehlbar sich selbst bekämpft hätten, auf fremde Kosten abzufinden. Ueberdies war die Republik Polen durch ihre Anarchie ein gefährlicher Nachbar. Jede der inneren Factionen wendete sich an eine auswärtige Macht, immer überwältigender aber setzte sich der russische Einfluß und bald die russische Militärgewalt dort fest, und im ganzen siebenjährigen Krieg war der angeblich neutrale Boden der Republik das Hauptquartier und die Operationsbasis der russischen Heere gegen Deutschland. Schlessen, Brandenburg, Ostpreußen, alles deutsche Land zwischen Niemen und Weichsel, zwischen Oder und Elbe waren dadurch gleich sehr gefährdet. Die Sicherheit Deutschlands und Preußens erforderte daher die Besetzung der niedern Weichsel und Westpreußens.

Friedrich Wilhelm II. war nicht gesonnen, einen Fingerbreit aus der Stellung seines großen Oheims zu weichen. Als 1788 Rußland und Oestreich eng verbündet zur Theilung des türkischen Reiches sich erhoben, schloß Preußen

einerseits mit England, das die Erhaltung der Türkei schon damals als einen der ersten Grundsätze seiner Politik betrachtete, andererseits mit Holland ein Bündniß das den beiden Kaiserhöfen namentlich in der türkischen Frage entschieden entgegnetrat. In Polen rief der preussische Gesandte die patriotische Partei gegen Rußland auf, in Belgien unterstützte Preußen den Aufstand gegen Joseph II., und ein Ausschuß der ungarischen Opposition kam nach Berlin herüber; es war die Rede davon, daß der Reichstag die Rechte des Königreichs Ungarn förmlich unter preussische Gewährleistung stellen wollte.

Indessen starb Joseph II. bereits 1790. — Leopold II. verzichtete zwar auf die großen Eroberungspläne seines Bruders, verlangte aber doch eine Entschädigung für die im Türkenkrieg aufgewendeten Kosten. Hierbei fand er einen Hauptgegner in dem preussischen Minister Herzberg. Herzberg, der Schüler Friedrichs II., hatte keine Freude und kein Gewissen, als die Sorge um Beförderung der preussischen Interessen. Er lebte und webte in dem Vorwärtsschreiten Preußens und verstand es, ganz Europa für seine Pläne in Bewegung zu setzen. Er wünschte Polen und der Pforte Vertrauen zu Preußen einzulösen und sie dadurch gegen die Kaiserhöfe standhaft zu erhalten; in diesem Sinne kam er ihnen eifrig entgegen, belebte die Kriegslust der Türken und begünstigte einige Aenderungen in der polnischen Verfassung, die ebensoviel Schläge für den russischen Einfluß waren, seine Absicht war, den an der Donau siegreichen Kaiserhöfen zwar einen Theil ihrer Beute zu lassen, hierfür aber von beiden entsprechende Vortheile für Preußen zu gewinnen, und zwar beanspruchte er Danzig und Thorn und einen Theil Schwedisch-Pommerns. Allein Leopold II. wollte lieber auf jede Erwerbung an der Donau verzichten, als Preußen an der Ostsee sich stärken lassen, und es gelang ihm durch persönliche Einwirkung auf den leicht bestimmbaren König die Bestrebungen Herzbergs zu paralysiren. Ueberdies erklärten sich die Seemächte, deren Handelsinteressen es zuwiderlief, den Preußen Danzig zu verschaffen, gegen die Pläne Herzbergs. Unter diesen Umständen ließ der König von Preußen seine Ansprüche auf Danzig fallen und ertheilte Herzberg den gemessenen Befehl, bei Abschließung des Friedens auf strenge Erhaltung des Besitzstandes zu bestehen. So kam der Reichenbacher Vertrag zu Stande.

In Berlin war darauf großer Jubel über die Abwendung der Kriegsgefahr. Namentlich freuten sich die französischen Emigranten, für sie war es eine Lebensfrage, daß Oestreich und Preußen sich nicht untereinander beschdten und gemeinschaftlich in Frankreich intervenirten. Der König zeigte sich geneigt, einen Ritterszug zu Ehren des monarchischen Princips gegen das revolutionäre Paris zu unternehmen, und sein Günstling, der Oberst Bischofswerder, der eifrig dem östreichischen Frieden das Wort geredet, wußte das menschliche Mitgefühl des Königs für die Emigranten vortrefflich für sein politisches System zu benutzen. Ein östreichisch-preussisches Bündniß erschien als eine große conservative Maßregel.

Der amerikanische Gesandte aber in Paris, Morris, schrieb damals seiner Regierung: „Preußen ist, obwohl es die Bedingungen des Reichenbacher Vertrages dictirt hat, vollständig hinter das Licht geführt worden.“ Sofort sank in der That nach allen Seiten das Ansehen Preußens, während der Einfluß Leopolds stieg. Sachsen trat aus der preussischen Führung heraus und suchte sein altes Stichwort vollkommener Neutralität hervor. Da hierdurch bei der Wahl Leopolds zum Kaiser Brandenburg, Hannover und Mainz gegen die übrigen österreichisch gestimmten Kurfürsten in die Minderheit kamen, so fielen alle Anträge auf Verbesserung der Wahlcapitulation. Leopold setzte seine Anerkennung in Ungarn durch und Belgien kam ohne Schwertstreich unter die österreichische Herrschaft zurück. Preußen hatte die durchaus gerechte Sache der Lütticher gegen ihren Bischof officiell und nachdrücklich unterstützt; jetzt rückten österreichische Regimenter ein und warfen, ohne Rücksicht auf Preußens Proteste, die Opposition mit allen Mitteln des Kriegszustandes nieder. Ungarn, Belgien und Lütticher beschuldigten Preußen des Verrathes und die Polen sahen es über die Achsel an.

Indessen zögerte Leopold absichtlich den Frieden mit der Türkei abzuschließen. Die Waffen des ihm verbündeten Rußlands hatten zu Lande und zu Wasser glänzenden Fortgang und die Kaiserin Katharina wollte für sich von keinem Frieden ohne Eroberungen wissen und lehnte alle Zumuthungen der drei verbündeten Mächte, England, Preußen und Holland, mit breitem Hochmuth ab. Leopold erklärte, der in Reichenbach verabredete Statusquo beziehe sich nicht blos auf die Landesgrenzen, sondern auch auf andere Rechtsverhältnisse; so forderte er die Erneuerung früherer Handelsprivilegien für die österreichische Schifffahrt im schwarzen Meer. Unter diesen Umständen machte die Pforte von dem Bündniß Gebrauch, das sie mit Preußen abgeschlossen hatte, und wandte sich um Hilfe nach Berlin. Der preussische Hof trat deshalb in Vernehmheit mit dem englischen und holländischen; die drei Mächte waren keinen Augenblick zweifelhaft, ihren Verträgen nachzukommen und die Pforte zunächst gegen Rußland durch alle Mittel zu schützen. In den englischen Kriegshäfen wie in den ostpreussischen Garnisonen verdoppelten sich die Rüstungen.

Unter diesen Umständen war der Einfluß des Obersten Bischofswerder auf den König Friedrich Wilhelm II. entscheidend. Bischofswerder wünschte die preussische Macht zur Herstellung Ludwigs XVI. zu verwenden und wollte deshalb Frieden mit Oestreich. Es war ihm widerwärtig, daß Preußen bis dahin alle Rebellen, wie ihm Lütticher, Belgien und Ungarn erschienen, unterstützt hatte, es dünkte ihm gleichgiltig, ob Preußens nationale Ehre und Förderung ein wenig leide, wenn nur ein Einverständnis aller Kronen gegen alle Auflehnung erzielt werde. Als er sich in Wien befand, um die Spannung mit Oestreich auszugleichen, erklärte ihm der Kaiser Leopold, er sehe keine Möglichkeit, mit Preußen zusammenzugehen, solange ein so entschiedener Feind Oestreichs, wie Graf Herzberg dort

an der Spitze des Cabinets Fehe. „Ich habe meinen Rammig, sagte er, Preußen seinen Herzberg, man muß beide voneinander entfernen.“ Bischofswerder fand hierin ein erwünschtes Mittel, sich des längst unbequemen Nebenbuhlers zu entledigen. Ueberdies hatte Herzberg durch Rechthaberei und Selbstgefälligkeit den König mehrfach verletzt. Am 1. Mai 1791 erhielt er zwei neue Collegen, die Herren von Alvensleben und Schulenburg, die zu seinen Nachfolgern bestimmt waren.

Dazu kam, daß sich in England die Kriegslust gegen Rußland ganz plötzlich abkühlte. Der Ostseehandel war für London damals überaus einträglich und erhob den lautesten Einspruch gegen seine Gefährdung durch einen russischen Krieg. Das Ministerium wich vor der Geldmacht der City und knüpfte Vermittelungsunterhandlungen mit Rußland an. So sah sich Preußen, Rußland gegenüber, von England verlassen. Oestreich bot auf der einen Seite, wenn Preußen sich geschmeidig zeige, die Mitwirkung zu dem französischen Nitterzuge. Auf der andern Seite hatte Preußen, wenn es eigensinnig auf dem Reichensbacher Vertrag beharrte, die ungarischen Kräfte verfügbar, die ganze polnische Position eingenommen und wahrscheinlich auch Sachsen auf seiner Seite. Unter diesen Verhältnissen entschloß sich der König zum zweiten Male zur Nachgiebigkeit. Er unterstützte die englischen Vorschläge in Petersburg, welche im wesentlichen Rußland im Besitz von Bizacow und dem Bezirke zwischen Dniester und Bog beließen. Die östreichischen Forderungen wurden ohne Vorbehalt erfüllt und auf die Erwähnung des alten, wie auf die Erfüllung des neuen Vertrages verzichtet. Preußen unternahm es selbst, in Konstantinopel für die Wünsche des Kaisers zu wirken. Herzberg wurde zwar noch nicht entlassen, aber die wichtigeren Depeschen wurden ihm nicht mehr vorgelegt. Der sofortige Friede schien gesichert.

Allein Oestreich trat nun mit neuen Forderungen hervor; es verlangte von der Pforte Alterhora und ein Stück von Kroatien bis an den Unnafluß, und als die Türken diese neue Zumuthung zurückwiesen, verließen die östreichischen Gesandten am 18. Juni den Friedenscongreß zu Sistowa. Die Nachricht von diesem Verfahren Oestreichs rief in Berlin eine gewaltige Aufregung hervor. Der König rüstete stark und übertrug dem Herzog von Braunschweig, der längst mit innerlichen Verdruß das Emporstreigen Oestreichs über Preußen verfolgt hatte, die Entwerfung eines Operationsplans gegen Oestreich.

In diesem Momente traf die Nachricht von der Flucht und Gefangenschaft Ludwigs XVI. ein. Bei dem zerrütteten Zustande Frankreichs hätte eine energisch gelenkte Armee von 100 oder 150,000 Mann ungehindert bis Paris vordringen können. Aber Kaiser Leopold, der Bruder Marie Antoinettens, rührte sich nicht, er machte das Zusammenwirken aller europäischen Mächte zur ersten Bedingung auch seiner Thätigkeit. Der Grund lag in der türkisch-preußischen Verwickelung.

Leopold konnte nicht daran denken, sich in neue Weiterungen zu stürzen, wenn Preußen nicht einen gleichen Theil der Lasten und Gefahren übernahm. Aber die neuen Forderungen Oestreichs in der Türkenfrage hinderten ein solches Zusammenwirken. Mit einiger Energie hätte Preußen ohne Zweifel alles durchsetzen können. Allein es entschloß sich zum dritten Mal in diesem Jahr einen Schritt zurückzuthun. Am 5. Juli schied Herzberg aus dem Ministerium. Bischofswerder und seine Freunde siegten. Man unterließ nicht blos den Krieg gegen Oestreich, man räumte nicht blos die türkischen Forderungen desselben ein, sondern man wechselte das ganze politische System und suchte das Heil der Monarchie in einem engen Anschluß an Oestreich. Der Wunsch, gegen die Revolution in das Feld zu ziehen, trug es über alle andern Rücksichten davon. Die alten Pläne der Tripleallianz und selbst die bescheidene Stellung von Reichsbach gab man vollständig auf.

Wie stand es mit dem einzigen Gegenwunsche Preußens, mit der conservativen Dazwischenkunft in Frankreich? Leopolds System war, durch umfangreiche Drohungen die französischen Parteien möglichst einzuschüchtern, aber ganz gewiß keinen Krieg zu beginnen. Hätte der Revolutionskrieg auf Kaiser Leopold warten müssen, er wäre bis zum heutigen Tage nicht begonnen. Es war dies mehr eine schlaue, als eine weise Politik. Leopold übersah die unermessliche Angriffslust und Angriffskraft der Revolution. Er verschloß sich der Ansicht, daß, wenn die Mächte das Schwert in der Scheide behielten, die französischen Demokraten den Kampf eröffnen würden. Friedrich Wilhelm II. war bei weitem nicht so klug und politisch gebildet, wie der Kaiser; aber in der Hauptfrage, Krieg oder Frieden, traf es sein Gefühl richtiger, als aller Scharfsinn Leopolds.

Aber Leopold fürchtete mit einem Bundesgenossen wie Preußen einen Krieg gegen Frankreich zu beginnen. Er wußte, wie sehr in Berlin die östreichische und die Friedericiantische Partei sich die Wage hielten, wie leicht letztere die Oberhand gewinnen konnte, wie insbesondere Preußen nach der Nothwendigkeit der Dinge sein Verlangen nach Danzig und Thorn nimmermehr aufgeben würde. Er erkannte, daß unter solchen Umständen die lothringische Politik, Deutschland durch die militärischen Kräfte des östreichischen Gesamtstaates zu beherrschen unmöglich war, daß Preußen nicht auf die Dauer seine Zukunft einem sogenannten conservativen System opfern würde. Es gab für ihn nur eine Wahl: Verzicht auf die lothringische Hauspolitik oder Frieden in Westeuropa. Er wählte den letzteren.

Die Kaiserin Katharina von Rußland dagegen nahm sich nach dem Türkenfrieden der Sache der Emigranten mit dem größten Eifer an. Im Bunde mit dem ritterlichen König Gustav von Schweden bestürmte sie den Kaiser Leopold, sich an die Spitze der gemeinsamen Sache zu stellen. Hierin gingen preußische und russische Wünsche Hand in Hand. Leopold aber war zum französischen Krieg

unföweniger geneigt, als derselbe seine mühsam wiedererrungenen belgischen Provinzen sofort auf das Spiel setzte. Zu Pillnitz unterzeichnete er mit dem Könige Friedrich Wilhelm nur eine Erklärung, welche in allgemeinen Ausdrücken den bedrohten deutschen Grenzlanden Hilfe zusagte: sie verlor aber ihre Spitze völlig durch die bestimmt betonte Voraussetzung, daß man alle europäischen Mächte zur Mitwirkung einladen, und „dann und in diesem Falle“ ernstlich zu Werke gehen wolle. Leopold schrieb an demselben Tage dem Fürsten Kauniz, er habe sich durchaus im allgemeinen und von jeder bindenden Zusicherung fern gehalten. Einige näher präcifirte Artikel, welche der in Pillnitz anwesende Graf Artois mitgebracht hatte, blieben ununterzeichnet auf dem Tische liegen. Sowenig begründet ist die so oft wiederholte Ansicht, daß in Pillnitz die erste Creditive zum Angriff auf die französische Revolution beschlossen worden sei. Der Versuch der nordischen Mächte und der Emigranten, Leopold zu sich hinüberzuziehen, mißglückte vollständig. Nachdem Ludwig XVI. am 16. September die neue Verfassung angenommen hatte, erklärte Leopold hiermit die französische Frage für erledigt. Der König von Preußen dagegen, hiermit durchaus nicht einverstanden, wendete sich an Ludwig selbst, bot ihm bedeutende Geldunterstützung an und erklärte sich bereit, persönlich sein Heer gegen die Jakobiner zu führen. Ludwig, der Leopolds Politik aus innerster Ueberzeugung billigte, ließ dies Schreiben geraume Zeit ohne Antwort, und so kam in Berlin ganz natürlich alles in Aufschub.

Indessen erklärte die Nationalversammlung in Paris am 15. Januar sich für den Krieg. Die Feuillants wurden gestürzt und die Gironde bildete das neue Cabinet. Deutschland rüstete sich: am Rhein langten die Colonnen des preussischen Heeres an. König Friedrich Wilhelm II. sah in dem Abschluß des Februarvertrags mit Oestreich gegen Frankreich den feurigsten seiner Wünsche erfüllt. Die Bändigung der Revolution schien ihm zugleich ein wahrhaft fürstlicher Beruf und ein erfrischender Wechsel in dem ewigen Einerlei. Er war entschlossen, persönlich sein Heer zu begleiten; „und wenn mir tausend Teufel in den Weg treten, ich marschiere doch,“ erklärte er einem Emigranten. Gleichwol war eine große und mächtige Partei an seinem Hofe gegen den Krieg. Diese Partei war nicht im Stande gewesen, dem König aus der langjährigen Opposition gegen Oestreich in das östreichische Lager zu folgen. Ihr Vertreter war der augenblicklich etwas zurückgesetzte Prinz Heinrich, in dem Friedrichs des Großen Ruhm fortlebte; zu ihr gehörten fast alle höheren und älteren Offiziere der Armee, namentlich der Feldherr selbst, der im Revolutionskriege den Oberbefehl führen sollte, der Herzog Ferdinand von Braunschweig, damals unbestritten das erste kriegerische Talent in Europa. Er war aber zugleich ein eifriger Theilnehmer und Beschützer jeder geistigen Bildung und ein äußerst thätiger und bürgerlich einfacher Verwalter. Er hatte seinen Staat mit einer Schuldenlast von 7 Millionen Thalern übernommen und 4 davon in 11 Jahren getilgt. 1790 erließ er seinem Volke alle

außerordentlichen Steuern. Er war vielleicht damals der populärste Fürst im deutschen Reiche. Aber Stärke des Willens und Muth der Seele gingen ihm ab. Er vermochte es nicht, durchzugreifen; „die Gewalt der Dinge,“ sagte er, „ist stärker als ich selbst.“ (Cela est plus fort que moi.) Er paßte nicht zu der damaligen Weise des Berliner Hofes.

Seit dem Tode Friedrich des Großen hatte der preussische Staat sein monarchisches Gepräge, die persönliche und stetige Einwirkung des Herrschers verloren. Friedrich Wilhelm II. arbeitete weder gern, noch viel, und gab augenblicklichen Stimmungen und Aufregungen nach. Die Parteien des Hofes gewannen Einfluß auf die Geschäfte, die Beschlüsse waren nicht mehr die Schöpfung eines lenkenden Willens, sondern die Summe entgegengesetzter Einflüsse auf das Gemüth des Herrschers: Schwanken und Verwirrung griff um sich. „Wie auffallend,“ klagte Graf Solz 1791, „ist der Unterschied des unstichern und combinirten Ganges unserer Politik gegen das feste, bestimmte und nachdrückliche Benehmen, wodurch Preußen sich vordem bei allen Mächten in Ansehen und Achtung gesetzt hat.“ Im Innern verschwand die Sonderung der Geschäftskreise. Die Offiziere mischten sich in kirchliche Dinge und die Theologen in die Politik; die Diplomaten hofmeisterten die Feldherren und die Generale redeten in die auswärtigen Angelegenheiten ein. Man erhielt eine frömmelnde Verwaltung, eine bürokratische Kirche, eine politisirende Armee. Kraft der Regierung, Sorge für das Gemeinwohl, freie Geistesbildung, nationale Politik gingen verloren. Die Quelle des Uebels lag in dem Mißverhältniß zwischen dem Princip der Verfassung und dem Charakter des Königs. Dieser Militärstaat mußte einen gebornen Feldherrn zu seinem Haupte haben: Friedrich Wilhelm II. aber hatte keine Festigkeit; er konnte sich selbst nicht beherrschen, und der Staat, den er allein regieren sollte, zerfiel.

Auf diesem schwankenden Boden bewegte sich nun der Herzog von Braunschweig nicht bloß als General, sondern als Parteihaupt. Der französische Krieg war ihm verhaßt. Er fürchtete das Schlimmste, wenn man selbst in den revolutionären Krater hineinschritte. Er haßte überdies die Emigranten und die Destreicher mit gleicher Stärke. Beide waren ihm die Vertreter aller mittelalterlichen Mißbräuche, die in Frankreich die Revolution herausbeschworen hatten und in Deutschland alles Gedeihen erschwerten. Von einem französischen Kriege erwartete er nichts als Unheil für die Monarchie Friedrichs II.: Unheil, wenn man von der gereizten Revolution geschlagen würde, Unheil, wenn man durch seine Siege die Macht des lothringischen Erbfeindes verdoppelte. Dennoch nahm er den Auftrag des Königs an, den Feldzugsplan zu entwerfen.

Was das bekannte Manifest des Herzogs von Braunschweig betrifft, so ist die Entstehungsgeschichte desselben folgende.

Mallet du Pan unterhandelte vom 19. bis 21. Juli zu Mainz als Abge-

sandter Ludwigs XVI. mit dem österreichischen und preussischen Minister, den Grafen Kobenzl und Haugwitz. Er betrieb auf das dringendste den Erlass eines Manifestes, durch welches der Charakter des Krieges dem französischen Volke feierlich bezeichnet wurde. Er forderte kräftige Drohungen gegen die Jakobiner und beruhigende Zusicherungen für die friedfertige Bevölkerung. Er war einverstanden mit den beiden Ministern, daß der Krieg einmal keine deutsche Eroberung, sodann aber, daß er nicht die Herstellung des Feudalstaats beabsichtige. Leider aber war von dem letzten Punkte in dem Manifest nicht die Rede. Ueberdies fielen Mallets Pläne in die Hand eines eifrigen Emigranten, des Marquis Limon, der statt gegen den Feudalstaat einen Zusatz zu machen, alle Drohungen des Manifestes nur maßlos steigerte, so daß der Mangel jeglicher Würde nicht einschüchtern, sondern nur erbittern konnte. Der Herzog von Braunschweig hatte nicht die Kraft, seine Bedenken hiergegen dem Willen der Monarchen entgegenzusetzen: er unterzeichnete das Manifest am 25. Juli. Es machte auf die französische Bevölkerung fast gar keinen Eindruck; aber grade daß es so spurlos vorüberging, war ein großes Mißgeschick.

Endlich erfolgte der Angriff der Preußen; er war aber um so schwächer, als 30,000 Mann Östreicher ausblieben. Der Herzog von Braunschweig hatte wenig Freude am Kriege; der Zug des Heeres ging die Mosel aufwärts im Schneckengange; man brauchte 20 Tage von Koblenz bis zur französischen Grenze. Bei Valmy äußerte sich entschiedene Uneinigkeit zwischen dem König Friedrich Wilhelm und dem Herzog. Der König wollte stürmen und schlagen, der Herzog aber wollte ein für allemal auf eine Schlacht sich nicht einlassen, da sie auch bei günstigem Ausgang Blut gekostet hätte, er aber jede Einbuße für unerseztlich und den Marsch auf Paris in jedem Falle für verderblich hielt. So wickelte sich Kellermann aus seinem gefährlichen Posten heraus und die preussische Demonstration wurde eine leere Scheinbewegung. Unter diesen Umständen fanden Dumouriez's Friedensvorschläge bei dem Herzog günstiges Gehör. Dumouriez hatte von jeher sein politisches System auf Krieg gegen Oestreich und Friede mit Preußen gestellt. Bei Valmy war der Privatsecretär des Königs, Lombard, nebst einigen andern Civilpersonen gefangen worden. Dumouriez setzte ihn am folgenden Tage auf Begehren des Königs in Freiheit und gab ihm eine kurze Denkschrift mit, in welcher namentlich ausgeführt war, wie Preußen kein Interesse habe, sich für das ihm stets feindliche Oestreich zu opfern, und demnach ward ein Abkommen auf dem Fuße der zuletzt im Frühling versuchten Unterhandlungen angeboten. Der Herzog von Braunschweig ging lebhaft auf diese Vorschläge ein und fand eine große Unterstützung bei dem Generaladjutanten des Königs, dem Obersten Manstein. Dieser gehörte zu dem frömmelnden Kreise, der bei dem Könige Einfluß übte. Manstein war sehr ehrgeizig; er war in militärischen Dingen auf den Herzog, in diplomatischen auf Bischofswerder eifersüchtig. Reiner Egoist und

Realist kannte er keine andere Forderung als den jedesmaligen Nutzen; er war ebensowenig für ideale und ritterliche Bestrebungen, als für irgend eine Grundsatz- oder Tendenzpolitik. Er machte kein Hehl daraus, daß er den Friedensschluß für das dringendste Bedürfnis hielt, und war ganz der Ansicht Dumouriez's, daß Preußen sich auf unverantwortliche Weise von Oestreich benutzen lasse und sich für eine ihm fremde, Oestreich allein betreffende Sache in Kosten und Gefahren stecke, während Oestreich dazu eine Handvoll Leute stelle und in Ostropa gegen Preußen intriguire. Er stellte als Bedingungen des Friedens Herstellung Ludwigs XVI. und Verzicht auf revolutionäre Eroberung. Aber Dumouriez mußte ihm zu seinem Bedauern antworten, daß der Convent in seiner ersten Sitzung das Königthum abgeschafft habe. Indes das französische Ministerium wünschte eifrig den Separatfrieden mit Preußen und durch denselben die europäische Coalition zu spalten. Dumouriez stellte dem Obersten Manstein eine neue Denkschrift zu, in welcher er die Trennung Preußens von Oestreich zum alleinigen Thema nahm. Aber er hatte den Augenblick schlecht gewählt. Tags zuvor war der Marquis Lucchesini, der die diplomatischen Geschäfte des Hauptquartiers besorgte, nach längerer Abwesenheit wieder bei dem König eingetroffen und hatte den Stand der Dinge vollkommen verwandelt. Er war Bischofsweders Schwager, aber mit Manstein nahe befreundet. Obgleich er wie dieser das östreichische Bündniß als eine Thorheit betrachtete, fand er doch, daß sein militärischer Colleague höchst unbesonnen auf bodenlose Wege sich einlasse und daß Dumouriez allein von der bisherigen Waffenruhe Vortheil ziehe, ohne bei der damaligen Anarchie in Paris seine Versprechungen halten zu können. Der König erwiderte Dumouriez, daß er als den höchsten Grundsatz die Treue gegen seine Bundesgenossen betrachte und gab dem Obersten Manstein, als dem ersten Betreiber der Unterhandlung, sein kräftiges Mißfallen kund. Auch der Herzog von Braunschweig wurde von dieser Ungnade mit betroffen und mußte ein neues Manifest erlassen, in dem er alle früheren Drohungen den Franzosen wiederholte. Eine Schlacht zu liefern, hielt jedoch auch Lucchesini nicht für gerathen.

Inzwischen kündigte Dumouriez seinen Angriff auf Belgien stets bedrohlicher an, und die Kriegsnoth wurde für Oestreich immer dringender. Das preußische Heer setzte seinen Rückzug zunächst auf Luxemburg fort und der König wollte sich zu einem zweiten Feldzug nur dann verpflichten, wenn Oestreich seine Ansprüche auf Polen anerkenne. Der östreichische Bevollmächtigte, Spielmann, ging auf diese Bedingungen ein, und die preußisch-französischen Unterhandlungen hörten unter diesen Umständen gänzlich auf. „Der Rhein muß die Grenze unseres Feldzugs sein, erklärte Dumouriez, von Genf bis Holland, vielleicht bis an das Meer. Komme dann, was kommen kann: die europäische Revolution hat immer einen mächtigen Fortschritt gemacht.“

Dieser Revolution gegenüber dachten die alten Regierungen nicht mehr auf

den Sturz der Anarchie, sondern suchten aus dem Getümmel eigenen Vortheil zu ziehen. Die Ende 1793 eingetretene Auflösung der Coalition verspricht uns Herr von Sybel in dem zweiten Bande seines verdienstlichen Werkes in einem neuen Lichte zu zeigen. — n.

Nachträgliches über Achim von Arnim.

Die „Expedition des v. Arnimschen Verlags“ in Berlin hat Arnims gesammelte Werke, für die sie einen billigen Preis gestellt, aufs neue verschickt. Wir haben zwar schon einige Male über diesen wunderbarsten deutschen Dichter unsere Ansicht ausgesprochen, wir glauben aber, hier noch einmal darauf zurückkommen zu dürfen, da er aus sehr begreiflichen Gründen dem größern Theil des deutschen Publicums vollständig unbekannt geblieben ist, während sich doch in seinen Schriften sehr vieles findet, was einen denkenden Beobachter der deutschen Literatur zu fruchtbarem Nachdenken anregen, und ihm über einzelne Phasen derselben, die auf den ersten Anblick ganz unbegreiflich scheinen, eine gewisse Aufklärung, wenigstens eine concretere Anschauung der Frage und des Zweifels geben kann. Um so mehr glauben wir Entschuldigung zu finden, da wir den „Nachlaß“ noch nicht besprochen haben. Er enthält die „Päpstin Johanna“ und 2 Bände dramatischer Werke; mehres andere ist uns noch in Aussicht gestellt, worunter wir namentlich auf den 2. Theil der „Kronenwächter“, sowie auf den 4. Theil des „Wunderhorns“ begierig sind. Möchte nur Frau v. Arnim die Pietät gegen ihren Mann auch so verstehen, daß sie selber nichts dazu thut, denn wie interessant die Leistungen des einen wie der andern sein mögen, dem Leser ist es doch lieber, beide von einander zu scheiden.

Wir können uns die dichterische Eigenthümlichkeit Arnims nur daraus erklären, daß er von zwei anscheinend ganz entgegengesetzten ästhetischen Principien bestimmt wurde; nämlich einerseits von der Reaction gegen den poetischen Idealismus im Sinn der Antike, welcher sowol bei Goethe und Schiller und bei den ihnen befreundeten Dichtern und Philosophen, als auch bei der romantischen Schule das leitende Motiv war; andererseits aber auch durch eine gesteigerte und erhöhte Auffassung der Poesie, als einer weit über das wirkliche Leben hinausragenden Kraft. Während er also auf der einen Seite mit einer gewissen Aengstlichkeit nach jenem derben Realismus strebt, wie er ihm in dem altdutschen Leben und der altdutschen Kunst entgegentrat, bemüht er sich auf der andern Seite ebenso einseitig, alle bestimmten Gestalten in jene „mondbeglänzte Zaubernacht“ der Poesie zu tauchen, in welcher alle Unterschiede verschwimmen. Aus diesem doppelten Bestreben, welches trotz seines augenscheinlichen Widerspruchs doch vielfach auf das nämliche Ziel hinführt, wird uns bei Arnim vieles begreiflich, was wir durchaus nicht verstehen könnten,